

# LITERATURBERICHT

## „Wie durch das umgekehrte Fernrohr“ Die Kirchenkritik des Romanciers Alois Brandstetter

*Per naturam ad gratiam.* Nicht selten sind es die natürlichen Triebe des Menschen, auf deren Boden Geistiges gedeiht. Das wird auch für so manchen Käufer der Romane des Klagenfurter Philologieprofessors Alois Brandstetter gelten:<sup>1</sup> Er wird zu ihnen gegriffen haben, weil er etwas anderes erwartet hat – das nämlich, was ihm der Titel suggerierte: eine Portion monastischer Spiritualität in *Die Abtei* (verstärkt noch durch das Umschlagbild: einen Beschaulichkeit verheißenden Kreuzgang), Spannung und Rasanz in *Groß in Fahrt*, Besinnliches in *Almträume* und österreichische Wirtshauskultur (die derzeit eine erstaunliche Renaissance erlebt) in *Hier kocht der Wirt*.<sup>2</sup> Dem Verfasser ist es nicht anders ergangen. Dabei erwartet den Leser in jedem dieser Romane eine Überraschung: statt Beschaulichkeit in dem einen eine Generalabrechnung mit den kirchlichen und politischen Zuständen in Österreich, statt sich überschlagender Handlung Wortkapriolen in dem zweiten, statt der *Almträume* nicht ganz alltägliche Einsichten – und statt Kulinarischem eine Begegnung mit Kunst und Kultur der Spätgotik.

### 1. Die Kunst der Verfremdung – Brandstetter und die Sprache

Eine bewusste Täuschung des Buchkäufers durch die Titel? Nein, sondern ein stilistisches Grundcharakteristikum Brandstetters: Bekanntes *gegen den Strich* zu bürsten, Vertrautes *zu verfremden*, Unreflektiertes *zu überzeichnen*, durch literarische Situationen, aber mehr noch durch das Spiel mit der Sprache. Die Werke des 1938 geborenen Oberösterreicher haben in dieser Hinsicht etwas Virtuoses, vielleicht auch etwas Artistisches. Sie leben nicht von der Handlung (haben sie eine Handlung?), sondern vom Jonglieren mit Sprache. Auf die Spitze getrieben wird dieses Stilprinzip in dem Roman *Groß in Fahrt*. Der Ich-Erzähler, ein pensionierter Altphilologe, bringt die Erlebnisse und Einsichten seines klugen Bruders, eines vom

<sup>1</sup> Biographischer Abriss und Bibliographie in: H.-J. Schrader (Hrsg.), *Alois Brandstetter: Landessäure. Starke Stücke und schöne Geschichten*. Stuttgart 1986, 71–79; S. Geisler, *Der Erzähler Alois Brandstetter*. St. Ingbert 1992; J. Lachinger (Hrsg.), *Alois Brandstetter* [= Die Rampe / Porträt]. Linz 1998.

<sup>2</sup> Zitierweise: *Groß in Fahrt*, München: dtv 2000 = „GiF“; *Die Abtei*, München: dtv 1999 = „Abtei“, *Hier kocht der Wirt*, München: dtv 1999 = „Wirt“; *Meine besten Geschichten*, Salzburg: Residenz 1999 = „Geschichten“; *Die Zärtlichkeit des Eisenkeils*, Salzburg: Residenz 2000 = „Eisenkeil“.

Politikerchauffeur zum Krankenwagenfahrer „konvertierten“ Vielredners und Weltweisen, ins Wort. Ein Beispiel, Thema Klerus:

„Niederschmetternd und deprimierend sei ja auch manches, was über den Klerus und nicht nur über den *niederen* Klerus in letzter Zeit hochgekommen sei... Ich muß ihm recht geben, es ist selbst für mich schwer, immer mitzukommen, auch wenn ich mich gern an die alte Maxime halte: *Sentire cum ecclesia*, ‚mit der Kirche fühlen‘. Aber ist dieses Mitgefühl nicht oft schon eine *compassio*, also ein Mitleiden, ein Kreuzweg?“<sup>3</sup>

Der Germanist Brandstetter kommt von der Sprache her: Sein Anliegen ist es, Usancen und Vertrautheiten der deutschen *Sprache* bewusst zu machen – um auf diese Weise Gewohnheiten des *Denkens* zu erhellen. Wörter werden *beim Wort genommen*, ständig reflektiert und gewendet, etymologisch vertieft, seziert, in ihrer Mehrdeutigkeit entlarvt. Durch dieses Aufbrechen von Sprache werden Ungereimtheiten im normalen Sprachgebrauch aufgedeckt und neue Zugänge zur Wirklichkeit eröffnet. Ein zweites Beispiel:

„Die neue Liturgie hat den Gottesdienst wirklich zu einem echten Opfer gemacht. Die Prediger sind heutzutage auch kaum noch vorbereitet, sie verlassen sich einfach nur noch auf die Eingebung, und die Eingebung verläßt sie. Die Eingebungen bleiben manchmal aus, das haben die Eingebungen so an sich. Wird mir schon was einfallen, denken sich deine jungen Patres, aber oft erlebe ich bedauerlicherweise, daß ihnen nicht nur nichts einfällt, sondern daß sie selbst einbrechen, und das gehörig. Der Geist weht, wo er will, leider.“<sup>4</sup>

Es ist ein burleskes Jonglieren mit Wörtern und ihren verschiedenen Bedeutungsschichten: Der theologische Begriff des eucharistischen „Opfers“ wird mit dem spirituellen konfrontiert; das passivische „Verlassen“-Werden hebt das reflexive Sich-„Verlassen“ auf; die „Ein-Gebung“ wird als passivisch bestimmter Begriff aufgedeckt, und schließlich wird das Abstraktum „Einfall“ durch das (sprachlich verwandte) Konkretum „Einbruch“ konterkariert.

Um noch einmal den fiktiven Altphilologen zu Wort kommen zu lassen – und zwar mit einem Exkurs zum Wandel des Begriffs „*Sterbe-Hilfe*“:

„Früher sind die Gelassenheit und der Fatalismus doch größer gewesen. Mit dem Tod hat man immer gerechnet. Heute bietet man alle medizinischen Errungenschaften gegen den Gevatter auf. Sofort startet die Rettung, schafft Abhilfe und bringt Hilfe. Natürlich haben sich die Menschen vom ältesten Altertum an immer gefragt: Von wo kommt mir Hilfe, oder: Von wannen wird mir Hilfe? Wie wird mir Rettung zuteil? Und erinnern darf man auch, selbst wenn es heute auf wenig Interesse stößt, daß sich vor der nachchristlichen Zeit und überhaupt in der Vergangenheit und überall auf der Welt die Leute gesagt oder, wie heute gesagt wird, eingeredet haben: Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn: *Adiutorium nostrum in nomine Domini*. Oder: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Oder: Die Götter sind unser Anker. Man hat die vierzehn Nothelfer gehabt, die Schutzengel und die Namenspatrone, den heiligen Judas Thaddäus in der Michaelerkirche in Wien für schwierige Fälle und für die Sterbestunde den heiligen Josef. Man hat sich unter dem Schutzmantel der Schutzmantelmadonna gesehen. Man kann schon sagen, daß der Vorrat an metaphysischen Heils- und Schutzmechanismen groß gewesen ist. Man hat sich religiös zu helfen gewußt, hat gewußt, an wen man sich wenden kann, hat Beziehungen spielen lassen, Adressen gekannt, wo Hilfe zu bekommen gewesen ist.“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> *GiF* 136.

<sup>4</sup> *Abtei* 105.

<sup>5</sup> *GiF* 55f.

Die neuzeitliche Kehre in der Mentalität der Menschen wird nun am Wandel von Sprache herausgearbeitet. Der moderne Mensch sucht seine „Hilfe“ anderwärts und auf andere Weise:

„Und weil die Menschen damals bekanntlich früher und jünger und paradoxerweise auch gesünder gestorben sind, während die Sterbenden heute, durch Medikamente um die Schmerzen und um das Bewußtsein gebracht, sehr reduziert sozusagen sukzessive hinübergehen, längst halbtot sind, bevor sie endgültig tot sind. Weil sie früher also ‚lebendiger‘ gestorben sind, haben sie auch eine sehr ausgebauta ‚Sterbehilfe‘ gehabt. Die Leute haben beizeiten studiert, wie es gehen muß, wenn sie hinübergehen müssen: Wie sterbe ich richtig? Die Älteren haben es den Jüngeren gesagt, und in der ‚Ars moriendi‘ haben sie es auch nachlesen können.“<sup>6</sup>

Der Grundakkord liegt im Ausdruck „Sterbe-Hilfe“ – als Hilfe *im* Sterben und Hilfe *zum* Sterben ein äquivoker Begriff. Meinte er in Zeiten vermeintlich „natürlichen“ Sterbens die *religiöse* oder *philosophische* Abfederung eines weitgehend unbeeinflussbaren Geschehens, so bezeichnet er nun einen *medizinischen* Vorgang. Als Nebenakkorde klingen die in ihrer Bedeutung veränderten Begriffe *Rettung*, *Hinübergehen* sowie – makaber genug – *halbtot* und *lebendiger sterben* an. Unbestechlich erscheint von der Analyse der Vergangenheit her der Blick auf die Gegenwart: „Die Menschen sind später leider in die Medizinfalle getappt oder auch in die Ärztefalle. Man läßt uns immer mehr mit allen technischen und chemischen Mitteln der Medizin altern, also älter werden, und am Schluß, wenn die schier verewigten, das heißt endlosen Altersleiden unerträglich geworden sind, bietet man uns ‚Sterbehilfe‘ an.“<sup>7</sup> Weil also der Mensch schon lange nicht mehr im Vollbesitz seiner Möglichkeiten, „halbtot“ und in gewissem Sinn „verewigt“ ist, wenn er stirbt, stirbt nur noch ein Teil von ihm.

Die Analyse des Wandels von *Sprache* und damit auch von Gewohnheiten des *Denkens* macht misstrauisch gegenüber der eigenen Zeit, entfremdet der Gegenwart. Das Resümee des Erzählers kann daher nicht mehr verwundern: „*Da kann etwas nicht stimmen.*“<sup>8</sup>

## 2. Aufgehobene Zeitgenossenschaft – Brandstetter und die Geschichte

Alois Brandstetter ist von Haus aus auch Historiker. Neben dem sezierenden Zugriff auf Sprache, der die Gewohnheiten des Denkens aufdecken soll, ist es vor allem sein Umgang mit Geschichte, der die Gegenwart in Frage stellen will.<sup>9</sup>

Seine Charaktere sind Außenseiter; Zeitgenossen, die ihre Zeitgenossenschaft aufgekündigt haben. Wie? Dadurch, dass sie geschichtlich denken, ja mehr noch: von der Geschichte *durchdrungen* sind. Von dieser Warte her gewinnen sie ihre

<sup>6</sup> *GiF* 56.

<sup>7</sup> *Ebd.*

<sup>8</sup> *GiF* 57 (Hervorhebung von mir).

<sup>9</sup> Brandstetter selbst hält fest: „Vorwelt gegen Nachwelt (...): Diese Denkfigur ließe sich in allen meinen Romanen und Erzählungen nachweisen, ex- oder implizit“ (*Eisenkeil* 156).

Distanz zur Gegenwart und die Vollmacht, diese zu kritisieren: In dem Roman *Hier kocht der Wirt* ist der Wirt eines Weilers im oberen Drautal zum Hüter der kostbaren Fresken des Thomas von Villach in einer kleinen Kapelle am Waldrand bestellt. Eifersüchtig bewahrt er den alten Schlüssel des Heiligtums und gibt ihn nur aus der Hand, wenn sich mindestens *zwei* Besucher eingefunden haben. Ein einzelner Gast wie der Kunsthistoriker aus Wien hingegen hat sich seinen weltklugen Monolog anzuhören, aus dem der Roman denn auch besteht. Die außerhalb Kärntens wenig bekannte Georgslegende des Thomas von Villach dürfte tatsächlich zu den größten Schätzen der Malerei an der Schwelle zwischen Spätgotik und Renaissance nördlich der Alpen gehören. Der fiktive Kustode, jener Wirt, ist Autodidakt: Alles hat er sich angelesen, was es über den Maler und seine Zeit zu wissen gibt. Und er hat sich seinen eigenen Reim darauf gemacht: Er reflektiert sein Wissen, indem er die Zeit des Meisters, die ausgehende Spätgotik, mit seiner eigenen konfrontiert. Er vertieft sich dermaßen in diese Epoche, dass er zum Bewohner zweier Zeiten wird, zum Zeitgenossen des Kärntner Meisters, mit dem er „auf Du und Du“ steht. Seine einfühlsamen Beschreibungen des Freskenzyklus gründen in seinem Bestreben, sich in den Meister und seine Zeitgenossen hineinzufühlen, ihr Lebensgefühl nachzuempfinden. Geschichte ist nicht einfach das, was zurückliegt: Der Wirt verdeutlicht das mit dem Bilde des Fernrohrs: Sich in die Geschichte – und namentlich in die Zeit der Spätgotik – zu versetzen, heißt, die Geschichte wie durch ein solches Vergrößerungsglas „heranzuholen“. Die Gegenwart betrachtet er dagegen verkleinernd durch ein „umgekehrtes Fernrohr“<sup>10</sup>: Das Nahe, die eigene Zeit, erscheint fern und fremd, die Vergangenheit nahe und vertraut. Die Chronik seines Dorfes schreibt er in historisierend-altdeutschem Stil: „Mein Prinzip ist es immer gewesen, das Aktuelle sofort und umgehend als Geschichte und historisch zu verstehen. Auch das, was noch auf den Nägeln brennt, sofort mit flinken Fingern aufzuschreiben! Und das Nagelneue so behandeln, als ob es steinalt wäre. Die Jetzzeit als Steinzeit nehmen! Das ist die eigentliche Kunst.“<sup>11</sup> Das ist gewissermaßen „Geschichte von unten“.<sup>12</sup> Zeitebenen werden ineinandergeschoben, Vergangenheit ragt in die Gegenwart hinein, die Gegenwart hält Zwiesprache mit der Vergangenheit. Buchstäblich tritt der Wirt in einen Dialog mit dem alten Meister ein. So beispielsweise, als eine Schulkasse, sehr zum Ärger des Wirtes, die Fresken besichtigt:

„Dann gehe ich wirklich hinaus und denke an den lachenden Thomas in St. Paul im Lautental. Und ich höre ihn zu mir sagen: ‚Mensch, ärgere dich nicht! Auch diese lockeren und losen Buben sind Kinder unseres himmlischen Vaters.‘ (...) ‚Ja, wenn du das sagst, verehrter Meister Thomas Artula, dann wird es schon stimmen. Das aber sage ich dir‘, sage ich im Geiste zu Thomas, ‚wenn sie mir dein wunderbares Gemälde da drinnen beschädigen, reiße ich ihnen den Kopf ab, wie du ihm deinem Georg auf dem Bild abgerissen hast. Ich tue ihnen all das an, was die Heiden dem Georg angetan haben.‘ (...) ‚Was regst du dich auf‘, hör ich da Thomas erwidern, wie ich hinter der Kirche stehe und darauf warte, daß die Spittaler Jugendbande meine Georgskirche verläßt.“<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Wirt 22.

<sup>11</sup> Wirt 21.

<sup>12</sup> Wirt 20.

<sup>13</sup> Wirt 92f.

Ähnlich ist es in der *Abtei* der heilige Benedikt, den der Autor über die Zeiten hinweg zu den Mönchen des fiktiven oberösterreichischen Klosters Freimünster sprechen lässt. Der Romancier nimmt Motive seiner Ordensregel auf, um an ihnen den klösterlichen Ist-Stand zu messen. So wird er zum Exegeten des alten Textes:

„Im 66. Hauptstück lese ich denn: Die Pforte bekommt ein alter und weiser Bruder, der Bescheid entgegenzunehmen und Auskunft zu erteilen versteht. (...) So wird der Pförtner nicht nur hostiarius genannt, sondern auch vigilator und ostiarius, Türhüter also, Torsteher und Wächter. Wächter, mein Abt, kommt von wach. Wach, hellwach wünscht sich Benedikt den Pförtner. Von einem Schläfer in der Pforte weiß die Regel nichts.“<sup>14</sup>

Soweit die alte Regel. Aber gerade dies sei im Stift nicht der Fall:

„Aber heute, wo die Türhüter und Torwächter keine Türsteher und überhaupt keine Wächter mehr sind, keine Ostiarier im alten benediktinischen Sinn, keine Mönche mehr, sondern Laien, und dies in jeder Hinsicht, säkularisierte Portiere also, Herren über prächtig und komfortabel und luxuriös ausstaffierte Portierlogen mit weichen, tiefen Polstersesseln, in denen nicht nur ein klein dimensionierter Pförtner praktisch bis zur völligen Unsichtbarkeit einsinkt, untergeht und verschwindet, umgeben von jeder nur erdenklichen Art von Annehmlichkeit und technischem Hilfsmittel, heute, mein Abt, hat die Moral der Pförtner gegenüber früher sehr gelitten.“<sup>15</sup>

Der Blick in die Geschichte *entfremdet* also, wie gesagt, der Gegenwart – nicht anders als das der sezierende Zugriff auf die Gewohnheiten der Sprache tut. Sprache und Geschichte haben so gleichermaßen etwas Distanzierendes, stellen beide das Heute vom Gestern her in Frage, geben sich nicht mit Selbstverständlichem zufrieden.<sup>16</sup>

### 3. Roman-Helden als Außenseiter

Brandstetters Romane sind *anspruchsvoll*, in einem mehrfachen Sinn: Die langen (bisweilen sperrig wirkenden) Monologe fordern den Leser ständig als Dialogpartner heraus. Der decouvrierende Umgang mit der Sprache und die burlesken Wortkaskaden erwecken immer den Eindruck von Beweglichkeit (wenn es auch eher die Beweglichkeit eines Brucknerschen *Scherzo* ist: die Figuren behalten stets etwas Erdverhaftetes). Der ständige Rekurs auf die Geschichte hält den Leser mit immer neuen überraschenden Enthüllungen in Atem.

Hinzu kommt ein Weiteres: Brandstetters Figuren agieren nicht, sie parlieren. Das macht sie nicht unbedingt „sympathisch“. Ihr Eigenleben als Charaktere ist

---

<sup>14</sup> *Abtei* 7f.

<sup>15</sup> *Abtei* 9.

<sup>16</sup> Ähnliches ließe sich über den Altphilologen in *Groß in Fahrt* sagen, der sich ganz in das Denken der griechisch-römischen Antike „vertieft“ hat. Der Inspektor der *Abtei*, der einen Kelchdiebstahl in jenem österreichischen Stift aufzuklären hat, zieht als ständigen Maßstab seine eigene „Geschichte“, die Schülerzeit in dem zugehörigen Internat heran. Für die drei Briefträger, deren Zeitkritik sich am Inhalt der von ihnen geöffneten, gelesenen und vernichteten – statt ordnungsgemäß zugestellten – Post entzündet (*Zu Lasten der Briefträger*. Salzburg 1974), ist es das „Früher“ auf dem Land, von dem her sie das „Heute“ messen.

nicht besonders ausgeprägt. Sie denken und bringen ihre Anschauungen zum Ausdruck. Dadurch bekommen die Romane einen stark essayistischen Zug. Die literarische Figur bleibt als handelndes Subjekt bewusst blass, um den Nachhall des von ihr Dargelegten im Leser zu verstärken. Man ist versucht anzunehmen, dass der Philologe Brandstetter seine Romane immer auch als Vehikel versteht, Weltanschauung zu transportieren und mit dem Leser ins Gespräch zu kommen – und nicht nur als Medium, ihn zu unterhalten; dass er sich eher als Zeitkritiker denn als Erzähler versteht.

Seine Helden sind gesellschaftspolitische Dissidenten, weltanschauliche Außenseiter: Der Wirt, der Chauffeur, der Kommissar, die weltklugen Briefträger – ja selbst die geheime Hauptperson im Roman *Hier kocht der Wirt*, Thomas von Villach, wird zu einem solchen stilisiert.<sup>17</sup> Der tiefreligiöse Anton Bruckner, der Unangepasste, der große Außenseiter, der von den Wienern Unverstandene, wird in der *Abtei* als Geistesverwandter des Ich-Erzählers vorgestellt.<sup>18</sup> Für die Attitüde des Propheten Jeremias, welcher der Klage und der Versuchung zu resignieren in seinen Liedern einen Ausdruck gegeben hat, bringt dieser seine Bewunderung zum Ausdruck.<sup>19</sup> Mit dem großen barocken Bußprediger Abraham a Sancta Clara weiß sich der Erzähler gleichfalls einig, ja seelenverwandt.<sup>20</sup> Durch den Rekurs auf diese „Helden“ wird der Leser eingeladen, sich selbst eine Meinung zu bilden und den gesellschaftspolitischen *mainstream* zu verlassen.

Das gilt auch für Brandstetters Kirchenkritik. Sie kommt nicht von irgendwelchen kirchenpolitischen Rücksichtnahmen oder ekklesiologischen Erwägungen her, sondern gründet in eigener Erfahrung: Der Verlust der klaren und fraglos bejahten Ordnung der Kindheit<sup>21</sup> ist ihr Urgrund, sichtbare Abweichungen von deren Bild ihr *movens*. Wenn die Kirche, die er in seiner Jugendzeit erlebt hat, mit der Kirche der Gegenwart konfrontiert wird, hat letztere allemal das Nachsehen:

„Früher haben sich die Priester vom übrigen Volk der Laien dadurch unterschieden, daß sie die ständig wechselnden Modetorheiten gerade nicht mitgemacht, sondern ein Gewand getragen haben, das nicht nur in den Bezeichnungen seiner Teile, sondern auch vom Material und Aussehen her im wesentlichen der spätantiken, altrömischen Sitte entsprochen hat. Sie sind so gesehen immer aufgefallen, sie sind nicht aufgefallen, weil sie aus Eitelkeit auffallen wollten, sondern sie sind deshalb aufgefallen, weil das Vernünftige und Praktische und gleichbleibend Gute und Gediegene in einer Welt der modischen Unvernunft, Irritation und hektischen Kopflosigkeit notwendigerweise auffallen muß, weil sich das Solide vom Unsolilden ganz einfach abhebt. Und heute haben die Priester des Herrn eine solche Scheu, sich äußerlich von den übrigen Herren zu unterscheiden.“<sup>22</sup>

<sup>17</sup> *Wirt* 73ff.

<sup>18</sup> *Abtei* 271–281. Auch Gregor Mendel, der Geistliche und Naturforscher, gehört in diesen Zusammenhang: ebd. 157.164.

<sup>19</sup> *Abtei* 282–290.

<sup>20</sup> *Abtei* 293–297.

<sup>21</sup> Ein schönes Beispiel ist die Erzählung *Rorate*, in der die Winter der Kindheit mit ihrer kirchlichen Prägung thematisiert werden (*Geschichten* 78–87).

<sup>22</sup> *Abtei* 80f. (Hervorhebungen von mir).

Brandstetter lässt seinen Erzähler noch einmal die *Messdienererlebnisse* der Kindheit Revue passieren: Die Faszination der alten Liturgie mit ihrem Aufwand und ihrer Feierlichkeit, ihren Umständlichkeiten in Paramenten und Riten, ihrem ausgeprägten Sinn für Differenzierungen und der das Geheimnis wie ein Schleier umgebenden Sprache erscheint als prägendes Erlebnis und wird zur Messlatte für die heutige Art und Weise, Gottesdienst zu feiern.<sup>23</sup> Gleichwohl tritt der Romancier nicht für eine Rückkehr zur tridentinischen Ordnung ein. In diesem Punkt zeigt sich nun auch eine grundsätzliche Schwierigkeit für den Interpreten: Die Ebene der Analyse wird selten überschritten. Konkrete Änderungsvorschläge, die Vision einer neuen Zeit, lassen seine Romane nicht erkennen. Weltverbesserungsgelüste scheinen dem Autor fremd zu sein.<sup>24</sup> Dem Leser wird das Bewusstsein vermittelt, dass dem Menschen allzu oft die Hände gebunden sind. Resignation macht sich immer wieder bemerkbar, ohne allerdings zum bestimmenden Zug der Romane zu werden: „Es ist alles gleichgültig“, hat Thomas von Gerlamoos zu mir gesagt und ist ganz pessimistisch geworden, hat auch nicht mehr gelacht. Und dann hat er in den Wörtern des verstorbenen Dichters Thomas Bernhard (...) das geflügelte Wort gesagt: „Es ist alles lächerlich, wenn man an den Tod denkt.“<sup>25</sup> Wenig später negiert der Wirt zwar diese Haltung: Es sei *nicht* alles gleichgültig, sondern man müsse sich auf die Tradition besinnen, um die politischen und kirchlichen Umwälzungen der Gegenwart zu bewältigen und den drohenden Identitätsverlust abzuwenden. Man gewinnt den Eindruck, dass hier zwei Positionen diskutiert werden und am Ende die resignative Schau doch leicht überwiegt. Das ließe sich an vielen Stellen der Brandstettterschen Werke zeigen. Eine gewisse Melancholie ist die Aura, die seine Romangestalten umgibt, sie bleiben „ernst und traurig“.<sup>26</sup>

<sup>23</sup> Vgl. etwa *Abtei* 82–88.102–107.

<sup>24</sup> *Eisenkeil* 81: So werden z.B. die Problemfelder Scheidung und „Schutz der Ungeborenen“ genannt und klare Positionen bezogen; gleichzeitig sieht der Autor jedoch „ein moralisches Dilemma“, wie nämlich der Grundsatz, dem Irrtum sei hart, dem Irrenden aber nachsichtig zu begegnen, in der Praxis durchgehalten werden könne. Ein anderes Problem ist der Weltfriede. Brandstetter stellt die Versuche einer Verständigung zwischen den Weltreligionen (Hölderlin, Toynbee, Küng) einem gnadenlosen „Kampf aller gegen alle“ gegenüber. Es handle sich um einen „Kampf, von dem Pessimisten meinen [und zu diesen wird man den Autor zählen können], daß er unvermeidlich sei“ (*Eisenkeil* 104). Die Entwicklung verlaufe mit gleichsam naturgesetzlicher Notwendigkeit. Sie erscheint als anonymes Geschehen, fern menschlicher Korrekturmöglichkeiten.

<sup>25</sup> *Wirt* 172.

<sup>26</sup> *Eisenkeil* 122. Das feine Gespür für den tatsächlichen Ernst des Daseins bricht immer wieder hervor. Während der Weltfriede gefährdet sei, „amüsiert sich die Welt zu Tode. Auch ich habe gemeint, ich müsse meinen bescheidenen Beitrag zur Unterhaltung als sogenannter amüsanter, humorvoller, also unernster Autor leisten. Vielleicht darf ich mir aber zugute halten, daß ich mich immer wieder von Autoren wie Hölderlin zur wahren [!] Ordnung der Dinge und weg vom hybriden Unernst rufen und mahnen lasse. Auch die Musik Anton Bruckners bringt mich ins Lot“ (ebd. 104).

#### 4. Der Autor: ein literarischer Außenseiter?

Dem mit Brandstetters autobiographischen Äußerungen und seinen Romanen gleichermaßen vertrauten Leser wird die hauchdünne Membran zwischen dem Autor und seinen Protagonisten auffallen. Abgesehen davon, dass seine Romane ganz deutlich autobiographische Züge tragen, ist in jedem seiner Werke der Autor selbst zu greifen – mit seinen Anschauungen und Einsichten, mit seinen Vorlieben und Resentiments. In einer Würdigung wurde er einmal als „Kopf ohne Maske“ bezeichnet: „Anders als es die neuere Literaturwissenschaft gern hätte, spricht aus seinen Hauptfiguren unverhüllt der Autor, und weil das so offensichtlich ist, braucht Brandstetter gar nicht mehr viel zu erfinden, um seine Stellvertreter zum Reden zu bringen.“<sup>27</sup> Das ist zweifellos zutreffend, wenn auch, wie oben gezeigt wurde, nicht die ganze Wahrheit: Die Position des Autors wird dem Leser immer durch den Rekurs auf Geschichte und die Reflexion von Sprache nahegebracht, gleichsam wie durch die oben erwähnten „umgekehrten Fernrohre“.

Nicht nur die Figuren, sondern auch der Autor selbst sind auf ihre Art Außenseiter, Individualisten. Wie ihr Schöpfer verweigern sich seine Helden einer Vereinnahmung durch bestimmte gesellschaftliche oder kirchliche Gruppen – das ist umso bemerkenswerter angesichts der starken Polarisierung der österreichischen Gesellschaft.

Nicht zuletzt die hochkomplexe, aber oft auch nicht vor derben Ausdrücken zurückkehrende Sprache verhindert eine Vereinnahmung durch (weltlich wie kirchlich) rechtskonservative Kreise. Hinzu kommt die inhaltliche Sperrigkeit und die bisweilen ermüdende epische Breite von Brandstetters Schriften. Eine Breitenwirkung erscheint daher ausgeschlossen. Auch ist sein Denken dazu wohl zu differenziert. So spricht er sich z.B. nach einer Güterabwägung für den Gebrauch von Verhütungsmitteln aus: „Natürlich kann es für jeden, der es mit Gott und dem Gottesgeschöpf Mensch ernst meint, keine Tötungs- oder Abtreibungslizenz geben. Es gibt aber durchaus auch sogenannte künstliche Mittel der Empfängnisverhütung, die zu empfehlen nur natürlich wäre.“<sup>28</sup> Auch dass er die kirchliche Praxis an einem hohen Ideal misst, weist in dieselbe Richtung:

„Unterwegs hat er [der Bischof der fiktiv wiedererstandenen Diözese Lavant] einmal zu seinem Fahrer gesagt, daß er nicht wissen wolle, was geschehen würde, wenn Christus heute einmal ein bischöfliches Palais betreten möchte. Sicher würde ihn der Portier erstens nicht erkennen und zweitens erst gar nicht fragen: Wen darf ich melden? oder: Womit kann ich dienen?, weil er ihn für einen Unterstandslosen halten und ihn bitten oder ihm gar befehlen würde, ‚sich hinwegzuheben‘. Vielleicht würde er ihm die Adresse der Caritas geben.“<sup>29</sup>

Die sich selbst genügende *ecclesia triumphans* ist dem Autor und seinen Helden fremd. Was sich glatt und ideal gibt, wird durchschaut. Ein Beispiel: So kommt ein vorgeblicher junger Priester (der sich übrigens als Germaniker aus dem Erzbistum

<sup>27</sup> P. Ingendaay, *Kopf ohne Maske. Zum sechzigsten Geburtstag des Schriftstellers Alois Brandstetter*, in: *F.A.Z.* vom 5.12.1998 (Feuilleton S.35).

<sup>28</sup> Eisenkeil 133.

<sup>29</sup> GiF 52.

Paderborn ausgibt) zum Wirt, um sich den Kirchenschlüssel abzuholen. „Ich habe seinerzeit sofort bei mir gedenkt, dieser Mensch muß direkt aus Rom und aus dem Vatikan kommen, bei Übertragungen aus der Ewigen Stadt sieht man oft ähnlich gut aussehende schwarze junge Männer in tadellosen Soutanen. (...) Wie das nun einmal ist, der junge Frater, Pater, Alumne, Seminarist oder Priester ist wie eine Kleiderpuppe aus dem Modekatalog gewesen.“<sup>30</sup>

Aber eben noch einmal: Gerade die Form und die bisweilen sich bis zu skurriler Wortklauberei steigernde Sprache müssten es dem verstehenden Leser verwehren, die Werke als schlichte Plattform für Meinungen und Ansichten zu verstehen.

„Es ist nicht leicht, einfach zu denken, viel leichter ist es, umständlicher zu denken. Die genialen Ideen sind aber immer die einfachen Ideen.“<sup>31</sup> Die Attitüde Chestertons, der Wille, Denkgewohnheiten aufzubrechen, weltanschauliches Gerümpel zu entsorgen, um den Blick auf das Wesentliche zu lenken, kennzeichnet auch den Oberösterreicher Brandstetter.<sup>32</sup>

Gleichwohl fehlt seinen Werken – bei aller gelegentlichen Galligkeit – der misanthropische Zug, wie er für Thomas Bernhard kennzeichnend ist. *Homo austriacus* wie dieser, wie dieser auch hellsichtig, melancholisch sowie katholisch geprägt, bewahrt ihn doch seine christliche Grundhaltung vor dem bitteren Pessimismus des Landsmannes. Die eine Seite: im Letzten ist er irenischer – die Kehrseite: seinen Analysen fehlt die letzte polemische Schärfe.

## 5. Kirchenkritik „von innen“

Kann man den Autor als *Kirchenkritiker* bezeichnen? „Kirchenkritik“ ist ein janusköpfiges Phänomen: Zum einen bezeichnet der Begriff seit der Zeit der Aufklärung eine Form des Antiklerikalismus, welcher die äußere Gestalt der Kirche und des kirchlichen Glaubens in ablehnender oder gar feindlicher Weise angreift.<sup>33</sup> Diese Form der Kritik kommt *von außen* her, sprich: von Personen, die sich nicht oder nicht im eigentlichen und vollen Wortsinne als Teil der Kirche begreifen.<sup>34</sup> Eine andere Form ist Kritik *von innen* her: Sie geht von Personen aus, die sich mit der Kirche identifizieren, in ihr verwurzelt sind und an bestimmten Dingen – Abweichungen von dem, was die Kirche sein soll – Anstoß nehmen.<sup>35</sup> In dem zweiten Sinne

<sup>30</sup> Wirt 101f. <sup>31</sup> Abtei 148.

<sup>32</sup> Er selbst sieht sich als „eine Mischung von Peter Rosegger und Karl Kraus“ (*Landessäure* 83).

<sup>33</sup> Vgl. V. Conzemius, art. *Antiklerikalismus*, in: <http://www.snl.ch/dhs/externe/protect/textes/D30177.html> 14.8.2002, 9.15h).

<sup>34</sup> Vgl. A. Fincke, *Freidenker, Freigeister, Freireligiöse. Kirchenkritische Organisationen in Deutschland seit 1990*. Berlin 2002.

<sup>35</sup> Dass diese Kritik nicht selten auch von einer starken Glaubenserfahrung her gespeist sein kann, zeigt eine Tagung in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim unter dem Titel „Die Kirchenkritik der Mystiker“ (15.–17.2.2002, u.a. mit Beiträgen von Albert Raffelt über Blaise Pascal, Michael Sievernich über Friedrich von Spee und Katja Böhme über Madeleine Delbrel [die Ergebnisse werden von Mariano Delgado und Gotthard Fuchs herausgegeben und sollen im Herbst 2003 erscheinen]).

kann man Alois Brandstetter durchaus als Kirchenkritiker einstufen. Er ist überzeugter Katholik (ja sogar ein kirchlich engagierter) – und Äußerungen, die auf eine Ablehnung der Kirche als solcher oder des kirchlich überlieferten Glaubens schließen lassen, wird man in seinen Schriften nicht finden. Sicher ist er auch ein bekennender Konservativer.<sup>36</sup> Das gilt in politischer wie in religiöser Hinsicht. Aber die Monologe seiner Romangestalten sind nicht einfach rechte Tiraden mit messianischer Weltverbesserungsattitüde – davor bewahrt sie schon die Ironie, mit der sie reichlich gewürzt sind. Freilich kann man seine Haltung auch nicht als Salonkonservativismus abtun – damit würde man das Grundsätzliche, das ihr anhaftet, verkennen:

„Der moderne Mensch will alles ‚hinterfragen‘, ihm bedeuten Konventionen nichts mehr. Er ist mündig und kritikfähig geworden. Und er ist in der Masse ja nun wirklich oft genug in die Irre gegangen, hat sich verrannt. Nicht nur einmal war die Situation wegen des Herdentriebs verfahren (vom Zug der Lemminge hört man oft reden). Und so werden die Geisterfahrer auch in der Politik, in der Wirtschaft, in der Kirche (Geisterpfarrer) und in allen Lebensbereichen immer mehr.“<sup>37</sup>

Die Moderne wird zur rasend schnellen Fahrt in eine Sackgasse, wenn die Wegweiser fehlen oder verstellt sind. Der Mensch kann nicht handeln, wenn er orientierungslos geworden ist. Um handeln zu können, braucht er aber eine Grundlage: das Wissen um den *Sinn* des Lebens. Konservativ zu sein, ist in diesem Zusammenhang die Haltung: Solange sich in der Gegenwart kein tragfähigerer Sinn zeigt, der zum Handeln befähigt, sollte man unbedingt den Sinn, den die Vergangenheit bietet, ernst nehmen. Nicht alles, was in der Gegenwart Sinn zu bieten verspricht, kann dieses Versprechen auch halten:

„Wohin soll ich mich wenden? Wie oft habe ich uns Lehrer versagen sehen, wenn die jungen Menschen in den Schulen diese Frage unablässig gestellt, einige auch in der äußersten Not der Orientierungssuche herausgerufen hatten, geschrien, ja gebrüllt! Und keiner hat ihnen geantwortet, und nur wenige haben ihnen auch nur die Andeutung eines Weges oder Ausweges vermittelt. (...) Du musst dein Leben ändern? Wohin soll ich mich wenden? Metanoeite, ‚kehret um‘, wo ist der Archimedische Punkt, an dem man den Hebel ansetzen kann? Leider sind wir oft in allen Disziplinen beim Kern der Relativitätstheorie angekommen. Es fehlt an Absolutem und Definitivem.“<sup>38</sup>

Brandstetter ist konservativ, insofern auch der Prophet konservativ ist, wenn er an die Tugenden der Vergangenheit erinnert. Er ist es auch, insofern das Maßnehmen an Geschichte (und die Beurteilung der Gegenwart von ihr her) ein konservatives Unterfangen ist. Und er ist es schließlich, weil hinter allem unüberhörbar die Trauer über den Verlust dessen steht, was ihn in Kindheit und Jugend geprägt hat.

<sup>36</sup> Eisenkeil 85: Brandstetter spricht von seiner „Rolle als bekannter Konservativer“, erwähnt seinen „wertkonservativen Standpunkt“.

<sup>37</sup> Geschichten 181. Man wird Brandstetter bescheinigen können, dass der Ernst seiner Kirchenkritik im letzten in einer Haltung gründet, die von Max Seckler mit den Worten umschrieben wurde: „Der Mensch ist ein Wesen der Tradition. Er gewinnt sein Menschsein nur aus ihr. Er gewinnt es aber auch nur gegen sie, indem er sich kritisch und verantwortlich mit ihr auseinandersetzt“ (*Tradition und Fortschritt* [= Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft 23]. Freiburg i. Br., Basel, Wien 1982, 6–53, 15).

<sup>38</sup> GiF 172f.

Die Grundeinstellung zur Kirche ist bei Brandstetters Romanhelden – und sicher nicht weniger bei ihrem Schöpfer – positiv. Kritik bezieht sich immer auf konkrete Missstände, nicht auf Wesen und Auftrag der Kirche oder auf ihr dogmatisches Erbe: „Die uneingeschränkte Bewunderung für den kulturellen kirchlichen Umkreis hat sich aber, wie du siehst, gehalten, gehalten hat sich auch der Respekt, nicht gerade die uneingeschränkte Bewunderung, aber doch der ästhetische Respekt vor der Hierarchie, der politischen Ordnung der Kirche, die aus einer geistigen kommt oder doch kommen soll.“<sup>39</sup> So kritisiert er etwa die Geschichtslosigkeit des Klerus oder die Art und Weise, wie heute Liturgie vorbereitet und gefeiert wird.<sup>40</sup> Seine Kirchenkritik – und das ist ein entscheidender Punkt, der grundlegender erscheint als die Frage, ob es sich um Kritik „von rechts“ oder „von links“ handelt – ist Kritik *von innen*. Sie geht nicht von einem Mann aus, der sich außerhalb der Kirche stellt, sich ihr „über-hebt“, sondern von einem, der sich bewusst als Teil der Kirche begreift – trotz all ihrer Makel. Männer des Glaubens wie Jeremias sind Brandstetters Leitbilder, Männer, die *in* der Kirche stehen, wie Abraham a Sancta Clara und Anton Bruckner.

Seine Kirchenkritik ist daher immer auch *Leiden an der Kirche*. Der Müllerssohn Brandstetter weiß, dass das Rad der Geschichte auch für sie nicht stehenbleiben kann – Kritik an kirchlichen Zuständen muss daher nicht gleich Wasser auf die Mühlen ihrer Gegner sein.

Am Anfang steht die Bewunderung für die Kirche und ihre Geschichte, die Faszination der Liturgie. Brandstetter ist als literarischer Kirchenkritiker kein Schreibtischtäter, kein lebensferner Theoretiker, sondern jemand, der den Glauben aus eigener An-Schauung kennt.<sup>41</sup>

„Die Begegnung mit einem großartigen Bauwerk kann ein ganzes Leben bestimmen, auch verändern. Ich glaube, daß die meisten Berufungen zum Priestertum mit der Architektur zu tun haben, mit Raumerlebnissen in Kirchen, auch Klöstern und Pfarrhöfen. Wir neigen dazu, das Wort in diesem Prozeß zu überschätzen, ich glaube aber, daß das Wort gegenüber der Baukunst und Musik eine untergeordnete Rolle spielt. Die Wortkunst, auch die Wissenschaft muß über Gott reden, die bildenden Künste aber können Ihn zeigen, können Seine Anwesenheit schaubar, fühlbar, greifbar machen. Eine Kirche, ein Altar – eine Monstranz!“<sup>42</sup>

So steht hinter allem eine ganzheitliche Gestalt des Glaubens, die das Sinnliche nicht ausblendet. *Katholizität* im eigentlichen Wortsinn! Es ist erfahrungsgesättigte Religiosität, die ihren Stand in der Welt zu finden sucht.

Viele moderne Literaten nähern sich Religion und Kirche – nicht selten mit großem Interesse – von außen oder von ihren Rändern her. Man darf Brandstetter als eine komplementäre Stimme hören, insofern er von innen und aus ihrer Mitte heraus spricht.

*Jörg Ernesti*, Paderborn

<sup>39</sup> *Abtei* 89; *Wirt* 192ff.

<sup>40</sup> *Abtei* 103ff.

<sup>41</sup> Am Rande interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Brandstetter selbst einmal in einem Kleinen Seminar war, dieses aber wegen „Aufsässigkeit“ verlassen musste (vgl. *Landessäure* 71).

<sup>42</sup> *Abtei* 220.